

Márta Mária Kukri

Text und Stoff

Intertextuelle Zusammenhänge dreier Beichtspiegel und der ältesten deutschsprachigen *Ars moriendi* in Hs. 66 der Diözesanbibliothek St. Pölten im Spiegel der Materialität¹

Die vorliegende Untersuchung erzielt die paläographische Beschreibung und dabei den Vergleich vier frühneuzeitlicher Handschriften. Alle vier Texte befinden sich im Kodex mit der Signatur St. Pölten 066. Das Germanistische Seminar der Eötvös-József-Collegium befasst sich mit dem Band im Rahmen der *Opusculum tripartitum*-Forschung, in der Handschrift sind nämlich zwei Teile des Werkes überliefert. Obwohl die zwei Textteile zu demselben Werk gehören, folgen sie einander im Kodex nicht unmittelbar. Zwischen dem zweiten und dem dritten Kapitel des *Opusculum tripartitum*s befinden sich zwei weitere Texte, nämlich das von Thomas Peuntner verfasste *Beichtbüchlein* und ein von einem anonymen Autor stammender *Beichtspiegel*. Die Erscheinung ist im österreichischen Überlieferungsgut des *Opusculum tripartitum*s einzigartig, denn in allen anderen Codices wurden die Textteile unmittelbar nacheinander abgeschrieben. Ferner können einem die gravierenden Unterschiede zwischen den Abschreiberhänden des zweiten und des dritten Teils des *Opusculum tripartitum*s ins Auge fallen. In der vorliegenden Arbeit werden die zwei Schrifttypen miteinander verglichen, wobei auf die einzelnen Buchstaben, die Diakritika, die Interpunktion, die Rubrizierungen und die Rolle der Lagenstruktur des Bandes näher eingegangen wird.

Schlüsselwörter:

St. Pölten Cod. 066, *Opusculum tripartitum*, Paläographie, Abschreiberhände, Lagenstruktur, Beichtliteratur

1. Relevanzklärung und Forschungsfrage

Das Germanistische Seminar des Eötvös-József-Collegiums arbeitet seit mehreren Jahren an der kritischen Ausgabe der deutschsprachigen Handschriften von Johannes Gersons *Opusculum tripartitum* in österreichischen Handschriftenbeständen. Hinsichtlich seiner Gattung ist das *Opusculum* ein Traktat, dessen französischsprachiges Original am Anfang des 15. Jahrhunderts verfasst und ins Lateinische übersetzt wurde (Bruchhold 2010: 52). Der lateinische Text gewann in dieser Epoche weitreichend an Popularität, da er im Rahmen der Melker Reform nicht nur zur Verfestigung der Disziplin in den Benediktinerklöstern bestimmt wurde, sondern auch zur Praxis der individuellen Seelsorge unter Laien wesentlich beitrug (Muka et al. 2016: 299–302).

Das *Opusculum tripartitum* – wie bereits der Titel darauf hinweist – besteht aus drei Teilen: Der erste wird der Auslegung der Zehn Gebote gewidmet, während der zweite eine Anleitung zum richtigen Beichten bietet; eine in der Epoche neue Gattung vertritt schließlich der dritte

¹ A tanulmány az Emberi Erőforrások Minisztériuma ÚNKP-19-2 kódszámú Új Nemzeti Kiválóság programjának támogatásával készült. Erreichbarkeit der Autorin: martakukri@gmail.com

Teil, die *Ars moriendi*. Diese Schrift gibt Richtlinien zum Umgang mit Sterbenden und enthält Fragen, die vor ihrem Ableben an sie zu stellen sind.

Gersons Werk ist in zahlreichen deutschsprachigen Kodizes, u.a. in Kodex 66 der Diözesanbibliothek St. Pölten überliefert. Die Handschrift enthält den zweiten und den dritten Teil des Textes, wobei die beiden Teile hier durch zwei weitere Werke, nämlich Thomas Peuntners *Beichtbüchlein* und einen anonym überlieferten *Beichtspiegel* voneinander getrennt werden. Diese Erscheinung gilt unter den deutschsprachigen Überlieferungen von Gersons Text als einzigartig: In den übrigen österreichischen Kodizes folgen die Werkteile unmittelbar aufeinander (siehe Tab. 1).

Die von mir durchgeführte Forschung befasst sich mit den möglichen Gründen dieser besonderen Art der Anordnung von Texten in einer Sammelhandschrift. Die Untersuchung richtet sich zunächst auf die materiellen Aspekte; im Rahmen weiterer Studien werden die Schriftsprache, ferner der Kontext der Überlieferungen, die thematischen Elemente und die Rolle der Beichte sowie der Gebrauchstexte in der Beichtliturgie analysiert. Alle vier Texte des untersuchten Korpus können von ihrer Gattung her zur Beichte in Beziehung gesetzt werden. Die Forschung zielt also auf die Untersuchung der intertextuellen Verbindungen unter materiellem, sprachlichem und gattungsgeschichtlichem Aspekt ab. Als weitere Forschungsziele können die Datierung und die Lokalisierung der Abschriften genannt werden. Zwischentextliche Beziehungen in einer Sammelhandschrift können nicht nur durch sprachliche Merkmale, sondern auch durch die Art und Weise der Abschrift und die Zusammenstellung des Kodex zustande kommen, da Sammelhandschriften in zahlreichen Fällen bekanntlich nicht von einer einzigen Hand abgeschrieben, sondern nach der Abschrift unterschiedlicher Texte zusammengefügt und gegebenenfalls durch die Neubindung von (u.a. mehreren) Kodizes entstanden sein können (Bein 2008: 29–41). Die Reihenfolge der Texte ist also variabel. Dabei sind nicht nur die Platzierung der Lagen, sondern auch die unterschiedlichen Hände, die schriftliche Zusammenführung der Texte und die Markierung der Textgrenzen zu analysieren.

| Melk Cod. 273 | Melk Cod. 235 | Melk Cod. 1389 | Melk Cod. 677 | St. Pölten Cod. 66 | Salzburg Cod. b I 28 | Melk Cod. 570 | Wien Cod. 306 | Innsbruck Cod. Serv. I b 3 |
|------------------------------------------------|-----------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------|-------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------|-----------------------------------------------|-------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------|
| um 1420 | um 1440 | 1444 | um 1419/ 23 (1422) | 1465 (1451) | 2. Drittel 15. Jh. | Mitte 15. Jh. | 2. Drittel / 2. Hälfte 15. Jh. | 2. Hälfte 15. Jh. |
| fol. 1 ^r - 52 ^v | fol. 216 ^{va} - 279 ^{rb} | p 345 - 350 | fol. 27 ^r - 64 ^v | fol. 64 ^r - 71 ^v 102 ^v - 104 ^v | fol. 1 ^r - 92 ^r | fol. 158 ^{ra} - 177 ^{vb} | 215 ^r - 251 ^v | fol. 121 ^r - 144 ^r |
| OT I–III (vollst.) (Sign. 1738; 1767) | OT I–III (vollst.) (Sign. 639; L 67) | OT III (nur <i>Ars moriendi</i>) (Sign. 72; B 37) | OT I–III (vollst.) (767; O 2) | nur OT II–III (1465 auf 61v; 1451 auf 171r) | OT I–III (vollst.) | OT I–III (vollst.) (140; C 18) | OT II–III–I (vollst.) 2. H. 15. Jh. | I–III (vollst.) Übers.: Heinrich von Preußen (?) |

Tab. 1: Die deutschsprachigen Überlieferungen des *Opusculum tripartitum* (Muka et al. 2016: 304–305)

2. Der Vergleich der Handschriften

Das erste Kapitel der vorliegenden Arbeit unternimmt den Vergleich der Schreiberhände des zweiten Teils des *Opusculum tripartitum* und des *Beichtspiegels*. Die beiden Hände lassen sich bereits auf den ersten Blick klar voneinander trennen, das Schriftbild weist nämlich beträchtliche Unterschiede auf. Der Schreiber von Thomas Peuntners *Beichtbüchlein* benutzte eine dickere Feder, durch die ein offensichtlicher Unterschied zwischen den dickeren und feineren Federzügen entsteht. Die Rundungen werden häufig gebrochen. Die Folien sind dicht beschrieben: Auf einer Seite finden sich etwa 41–43 Zeilen. Durch diese Merkmale wirkt die Handschrift robuster als die des *Beichtspiegels*. Der Schriftraum wird durch einfache horizontale und vertikale Tintenlinierung begrenzt, die jeweils bis zum Blattrand durchgezogen werden. Eine Zeilenlinierung ist nicht sichtbar, daran mag wohl die unausgeglichene Zeilenzahl liegen. Der Schriftspiegel ist dem des *Beichtspiegels* sehr ähnlich gestaltet, bloß der obere Rand ist hier ein wenig enger. Die Handschrift wirkt ausgeglichen und geordnet, es finden sich nur einige wenige Korrekturen.

Der *Beichtspiegel* weist eine schwungvollere, dynamischere und wahrscheinlich schnellere Schrift auf, wobei dieser Eindruck durch die miteinander verbundenen Buchstaben entsteht. Durch die relativ einheitlichen Federzüge entsteht eine harmonische Schrift, die zugleich weniger sorgfältig wirkt, da die Zusammenstellung der Buchstaben aus den einzelnen Strichen unterbleibt. Dank der einheitlichen Linierung und dem größeren Zeilenabstand ist die

Handschrift leichter zu lesen. Auf einer Seite befinden sich 33 Zeilen. Der Schriftraum wird ebenfalls durch Tintenlinierung begrenzt. Die Qualität der Abschrift lässt einiges zu wünschen übrig: Zahlreiche Stellen wurden korrigiert, einige Fehler blieben sogar ohne Korrektur. Die Verbesserungen können als Überschrift, Durchstrich, Marginalien oder sogar als Fußnoten erscheinen.

Obwohl zahlreiche Unterschiede bereits auf den ersten Blick offensichtlich sind, ist für die genauere Datierung und Lokalisierung der Handschriften eine nähere Untersuchung erforderlich. In den folgenden Kapiteln werden neben den einzelnen Buchstaben die diakritischen Zeichen, Abkürzungen, die Interpunktion und die Rubrizierungen untersucht. Die Analyse bezieht sich in erster Linie auf die Beschreibung und den Vergleich des Formenrepertoires der beiden Handschriften, ermöglicht aber zugleich eine genauere Datierung und Lokalisierung dieser bisher nicht datierten Handschriften, weil die unterschiedlichen Buchstabenformen für unterschiedliche Epochen und Räumen typisch sind.

2.1 Der Buchstabe <a>

Der Abschreiber von Thomas Peuntners Text setzt in seiner Schrift konsequent das einfache, einbogige <a> ein, wobei der Kreis nicht ganz gerundet wird. Es ist ein deutlicher Unterschied zwischen den feineren und den dickeren, senkrechten Federstrichen beim Buchstaben zu beobachten (*hab*; Abb. 1, Z. 1). Der Bogen wird in zahlreichen Fällen zweimal gebrochen, häufig erscheint aber eine runde Form, die anscheinend in einem einzigen Zug geschrieben wurde (*hab*; Abb. 1, Z. 5). Diese Formen variieren ohne ersichtlichen Grund.

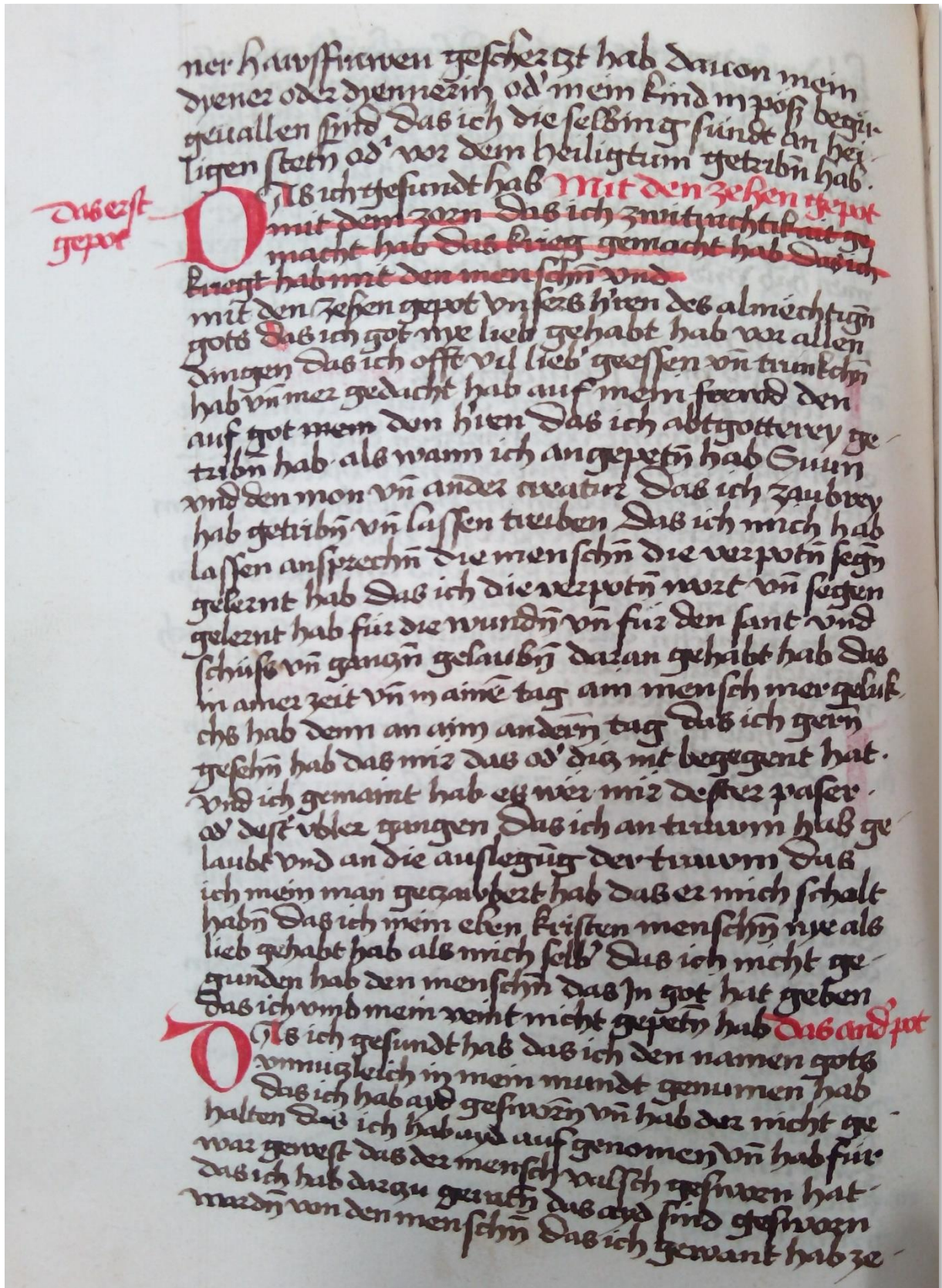


Abb. 1: Handschrift des *Opusculum tripartitum* (Teil II) und des *Beichtbüchleins* von Thomas Peuntner (Hs. 66 der Diözesanbibliothek St. Pölten, fol. 82^v)

d' sell mensch ehan noch mag. des treffels lusten
 vnd scrijben nicht entinnen noch engen. Dargu
 sol man auch die sündt mit fürsag vn mit pe-
 dacht muet nicht taylln vnder manig pri-
 ester. **Bunder** was am menschen in im wau vn
 erckent. Das schol ex alles sagen am priester vn
 gang peichtn. **Als** sand **augustin** spricht. Auch
 schol man die sündt gang vn gar aus dem her-
 zen giesse als d' wasser aus einem assach geust
 vn magz dar in beleibt. **Als** wan man die sündt
 sagt vn die vrsach vn vrsprung d' sündt ver-
 sweigt. als dann geschreicht in fastheit vnd in
 vnreuschheit. so beleibt dan die gestalt. **Wann**
 ex aber die sündt sagt. vnd die grob d' sündt
 vn die haerung des herts gelust, versweigt so
 beleibt die feuchtichait vnd d' gesmachten. **Wann**
 man auch die sündt sagt vn den pösen lewend vnd
 die erignis di da von kumpt versweigt so be-
 leibt der rauch vn gesmachten. **Vn** darumb sol man
 die sündt gang aus giesse als das wasser da magz
 beleibt. **als** der **phet jeremias** spricht. **das am-**
lefft stuck ist das die peicht sol harmleich sein. al-
 so das man magz offenwar was in d' peicht ge-
 sagt wort das des peichtinger vn des menschen
 der die peicht tuet fürpas nicht geoffent werd
 in wenig noch in vil. mit zagen. mit nach red.
 mit neid. mit spot. in worten. noch in wercken.
Das zwelffte ist sy sol perwaimud sein. **Als**
 zu dem aller mynisten das d' menschen ein hertz
 enleichts warmen vn laid vmb sein sündt hab. al-
 so ob ex mit den aussen augen nicht warmen mag.
Das dreygehent ist das die peicht schol schwer
 vn pald geschehn. vnd nicht lang verzogen.
† **Als** sol d' misset ehan sündt noch d' sündt gestalt vns gesmachten
 feuchtichait magz mystlich mit wullen in vn wecheln noch
 vrsweign. **†**

Abb. 2: Handschrift des anonymen *Beichtspiegels* und des dritten Teils des *Opusculum tripartitum* (Hs. 66 der Diözesanbibliothek St. Pölten, fol. 86^v)

Eine Rolle könnte eventuell die Form der Federspitze spielen, nicht nur die Schreiberintention. Die Buchstaben reichen nicht über die Mittelzone, Schleifen sind ebenfalls nicht zu entdecken.

Die dem <a> folgenden Buchstaben werden nicht unbedingt angebunden – in den meisten Fällen ist jedoch schwer zu entscheiden, ob es sich um eine intentionale Verbindung handelt, oder ob die Buchstaben einfach zu nah aneinander geschrieben wurden. Falls ein <n>, <m> oder ein <u> folgt, verbindet sie der Schreiber entweder gar nicht mit dem <a>, oder nicht am Schaft, sondern am oberen Teil des Buchstabens.

Das einbogige <a> findet sich in kursiven Schriften und wird in den siebziger und achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts allgemein gebräuchlich. Sie ermöglicht ein schnelleres, schwungvolleres Schreiben, weil sie mit einer einzigen Federbewegung geformt werden kann (Schneider 2009: 56–58). Bei der *Textualis* bestehen die Buchstaben aus mehreren Federzügen, die Schrift wird mit Hilfe der dickeren und feineren Striche verziert. Durch dieses Verfahren kann das Schreiben sehr aufwendig werden (Schneider 2009: 38). Im zweiten Teil des *Opusculum tripartitum* und dem *Beichtbüchlein* deuten die gebrochenen Rundungen und die Unterscheidbarkeit der feineren und dickeren Federzüge auf ein höheres kalligraphisches Niveau hin, wobei die runden und in einem Zug gefertigten Formen auch sehr häufig zu finden sind. Die Schrift trägt also sowohl Merkmale einer aufwendigeren wie auch einer einfacheren und zugleich schnelleren Technik.

Das Schriftbild des *Beichtspiegels* weist eine Einheitlichkeit im Bereich der Gestaltung des Buchstabens <a> auf. Die Brechung des Kreises unterbleibt, die Rundungen werden mit einem einzigen Federzug gefertigt, ein Unterschied zwischen den feineren und den dickeren Strichen ist nicht zu beobachten (*mag*; Abb. 2, Z. 1). Der Buchstabe reicht nicht über die Mittelzone. Der Schreiber verbindet die Buchstaben miteinander, der Unterschied im Vergleich zur vorigen Handschrift ist im Falle der <i>- und <u>-Verbindungen besonders gut zu sehen. Das Anbinden geschieht in den meisten Fällen durch den unteren Bogen. Der Schreiber des *Beichtspiegels* setzt also eindeutig die kursive Variante des Buchstabens ein, es sind weder Schwankungen noch Formenreichtum zu beobachten.

**2.2 Der Buchstabe **

Die Schwankungen des Schreibers sind beim Buchstaben noch deutlicher. Einerseits gibt es eine Variante mit geradem Schaft, die keine Schleifen und keine Verdickungen aufweist. Dieser einfache Schaft wird in manchen Fällen mit einem kleinen Häkchen am Schaftende verziert (*hab*; Abb. 1, Z. 12). Obwohl die geschlossenen Schleifen unterbleiben, wird der

obere Schaft gelegentlich verlängert und nach rechts umgebogen, aber nie zur Schleife geschlossen. Die Rundung dieses Bogens ist nicht gebrochen. Der untere Teil des Buchstabens wird zum Kreis geschlossen, wobei der Bogen gelegentlich zweimal gebrochen wird (*abtgotterey*; Abb. 1, Z. 12). In diesen Fällen ist der Buchstabe aus dünneren und dickeren Federzügen zusammengesetzt. Der Kreis weist Ähnlichkeiten mit der Form des <a>-Bogens auf. Obwohl das meistens nicht an den nachfolgenden Buchstaben angebunden ist, verbindet es der Schreiber gelegentlich mit einem feinen Strich mit den vor ihm befindlichen Schriftzeichen.

Eines der wichtigsten Merkmale der Kursive ist die Schleife am Schaft des . Obwohl in der Handschrift auch nach rechts verlängerte Bögen zu beobachten sind, können diese nicht als Schleife eingeordnet werden, da sie nicht geschlossen sind. Die Schrift könnte also allein anhand dieses Buchstabens nicht als Kursive oder Bastarda eingeordnet werden. Wie es aber auch im Falle des <a> festgestellt wurde, weist das Schriftbild sowohl kursive als auch nichtkursive Elemente auf. Diese Erscheinung lässt sich dadurch erklären, dass kurz vor 1420 ein neuer Schrifttyp erscheint, nämlich die schleifenlose Bastarda (Schneider 2009: 72). In diesem Typ werden bei <l>, <h>, <k>, und <d> typischerweise gerade Schäfte geschrieben, die häufig noch mit einem kleinen Häkchen verziert werden (ebd.). Die Schäfte werden gegebenenfalls verdickt (ebd.: 73), was aber im St. Pöltener Kodex unterbleibt. Der gerade Schaft und die Zierstriche sind typische Charakteristika der Textualis (ebd.: 44). Die schleifenlose Bastarda konnte sich jedoch nicht im ganzen deutschsprachigen Raum durchsetzen, und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kommen die schleifenlosen und die mit Schleifen versehenen Formen im süddeutschen Bereich häufig abwechselnd innerhalb eines Textes vor (ebd.: 73).

Diese Formenvielfalt fehlt in der *Beichtspiegel*-Handschrift: Die Buchstaben werden einheitlich mit Schleifen geformt (*beleibt*; Abb. 2, Z. 10). Der Bogen am Schaft wird zu einem Kreis geschlossen, dadurch sieht das Schriftzeichen etwas brezelförmig aus. Der untere Kreis bietet an sich keine Möglichkeit zur Anbindung des folgenden Schriftzeichens, deshalb wird sie in einigen Fällen ausgespart. Der Buchstabe vor dem wird aber meistens mit ihm verbunden. Die Schrift weist durchgehend kursive Merkmale auf, es sind keine Charakteristika der Textualis zu beobachten. Dank der einheitlichen Form wirkt diese Handschrift ausgeglichener.

2.3 Der Buchstabe <d>

Es sind zahlreiche Ähnlichkeiten zwischen der Schreibung des <d> und des festzustellen. Die Zeichen verfügen über eine gemeinsame Struktur: Der obere Schaft wird unten mit einem Kreis verbunden – sie sind spiegelsymmetrisch. Deshalb können auch ähnliche Charakteristika in ihrer Schreibung beobachtet werden. Im *Beichtbüchlein* finden sich wiederum zahlreiche Belege, die die Charakteristika der Textualis aufweisen. Die meisten <d>-s werden mit einem Schaft ohne Schleife geschrieben, der leicht nach links gezogen wird (*dyennerin*; Abb. 1, Z. 2). Der Schaft wird entweder umgebogen oder gerade geformt. In den meisten Fällen unterbleibt das Zierhäkchen am Schaftende. Der untere Kreis weist – wie beim <a> und beim – wiederum mehrere Varianten auf: Neben den eher eckigen Kreisen mit feineren und dickeren Zügen tauchen schwungvoll geformte Kreise ohne sorgfältige Ausführung auf. Die Verwendung der Varianten scheint eher inkonsequent zu sein, denn häufig wird auch in runder Umgebung die eckige Form gewählt. Die Schwankung lässt sich auch in der Schreibung des Schaftes beobachten. Die Wörter *das* und *und* werden in manchen Fällen mit Schleife am Schaft des <d> geformt, das kann aber von Seite zur Seite variieren. Einige Belege weisen im Wortinneren ein <d> mit einer Schleife am Schaft auf (*fündt*; Abb. 1, Z. 3), ein Verwendungsmuster lässt sich dabei nicht erkennen. Innerhalb der Schrift von einer Hand sind kursive und nichtkursive Schreibvarianten zu belegen.

Was die Handschrift des *Beichtspiegels* betrifft, ist die Einheitlichkeit wiederum auffallend, besonders im Vergleich mit der Handschrift des *Opusculum* und des *Beichtbüchleins*. Die <d>-s werden mit stets geschlossenen Schäften geformt, die immer geschlossen werden (*sunder*; Abb. 2, Z. 5). Sowohl der untere als auch der obere Teil des Schriftzeichens formt einen Kreis, wodurch es – wie das oben erwähnte – einer Brezel ähnlich ist. Der Rücken zeigt schon Variation: Neben der geraden Form (*das*; Abb. 2, Z. 6) erscheinen auch ganz runde Rückenschäfte (*sand*; Abb. 2, Z. 7). Insgesamt lässt sich aber festhalten, dass der Schreiber den kursiven Formen treu bleibt.

Der Buchstabe <d> dient den Paläographen als Datierungsmerkmal, wobei als Hauptaspekt das Vorhandensein der Schleife am Schaft zu nennen ist. Die Schleife erscheint in der Kursive, weil dadurch die Verbindung der einzelnen Buchstaben erleichtert wird. Diese Veränderung findet ungefähr Mitte des 13. Jahrhunderts statt. Diese Technik wurde von den Schreibern der Urkundenschriften übernommen, weil diese Dokumententypen eine schnellere Anfertigung erforderlich machten, eine sorgfältige kalligraphische Gestaltung war aber nicht unbedingt erforderlich (Schneider 2009: 56).

2.4 Die Buchstaben <f> und <ƒ>

Der bisher beobachtete Formenreichtum ist bei diesen zwei Buchstaben nicht vorhanden, sie werden in beiden Handschriften relativ einheitlich geschrieben. Die Schäfte sind jeweils unter die Zeile verlängert, es werden keine Schleifen gebildet, welche die Verbindung der Buchstaben erleichtern würden. Der Schreiber von Thomas Peuntners Werk formt ganz dicke Unterschäfte, es scheint aber unwahrscheinlich, dass es sich um nachträgliche Verdickungen handelt, die Buchstabenbreite wird eher an der Federspitze liegen (*pöfz*; Abb. 1, Z. 2). Dicke Unterschäfte fehlen in der *Beichtspiegel*-Handschrift, das Schriftbild ist ausgeglichen (*fürfacz*; Abb. 2, Z. 3). Die Bögen werden nicht gebrochen, beide Texte zeigen runde Bögen am Oberschaft, der untere Teil wird nicht umgebogen. <ft> und <ƒt>-Ligaturen sind für beide Handschriften typisch (*ftet[e]n*; Abb.1, Z.4; *strÿcken*; Abb.2, Z.2).

Anhand der Verlängerung der <f>- und <ƒ>-Schäfte unter die Zeile lassen sich die Abschriften nicht als Textualis einordnen, denn Textualis und Textura setzen keine Verlängerungen ein, sondern brechen die Buchstaben auf der Zeile um (Schneider 2009: 45). Es fehlen jedoch die für die Kursive charakteristischen Schleifen, die Buchstaben werden – wenn überhaupt – am oberen Schaft mit dem folgenden Schriftzeichen verbunden.

2.5 Der Buchstabe <g>

Im Falle des <g> müssen mehrere Aspekte berücksichtigt werden, denn dieses Schriftzeichen zeigt zunehmend Veränderungen in der Form. Das Zeichen besteht aus zwei Hauptelementen: aus einem Kreis am oberen Teil und einem Bogen am unteren. Die unteren Bögen werden im *Beichtbüchlein* nicht in die Mittelzone zurückgedrängt, sondern unter die Zeile gezogen. Auf diese Weise kann keine Brezelform entstehen, da die Bögen nicht geschlossen werden (*heiligum*; Abb. 1, Z. 4). In Ausnahmefällen sind hauchdünne Federstriche zu beobachten (*gots*; Abb. 1, Z. 10), die aber wahrscheinlich dem Umstand zu verdanken sind, dass der Schreiber seine Feder nicht entsprechend an hob. Intentional ist es wahrscheinlich nicht, denn in der Mehrheit der Fälle wird der Bogen nicht zur Schleife geschlossen, sondern leicht nach links verlängert und umgebogen. Der obere Kreis kann nicht mit einem einzigen Federzug geschrieben worden sein. Der Kreis wird am oberen Teil mit einem waagerechten Strich geschlossen, der gegebenenfalls nach rechts verlängert wird. Er dient einerseits als Verbindungshilfe, andererseits wird er aber auch verwendet, wenn kein weiterer Buchstabe folgt. In manchen Fällen entsteht dadurch eine eckige Form.

Beide Hände zeigen bei der Gestaltung des <g> zahlreiche Gemeinsamkeiten. Der Schreiber schließt die Unterbögen nicht an den Kopfteil an, sondern verlängert die Linie nach links,

gelegentlich ganz bedeutend (*engen*; Abb. 2, Z. 2). Die kleine Verbindungshilfe wird ebenfalls eingesetzt und auch – wie bei der vorigen Hand – auslautend geschrieben. Der Kopfteil erscheint jedoch weniger eckig. Die unteren Bögen werden nicht in die Mittelzone gerückt, sondern unter die Zeile verlängert.

Für die Textura, die ein sehr hohes kalligraphisches Niveau erforderte, ist das in die Mittelzone gerückte <g> charakteristisch (Schneider 2009: 46), das in den vorliegenden Handschriften jedoch nicht verwendet wird. In Bezug auf das <g> weisen sie also eher die Eigenschaften der Kursive auf. Diese These unterstützt auch der offene Bogen: Bis ins letzte Viertel des 14. Jahrhunderts wurde der untere Teil des Schriftzeichens dem Kopfteil angeschlossen, während die Schreiber in den späteren Epochen die offene Variante bevorzugten (ebd.: 63). Interessanterweise ist mit der Zeit allgemein die Tendenz zur Rückkehr zu einigen Charakteristika der karolingischen Minuskel zu beobachten, auch das offene <g> gehört dazu. Anhand des bisher Festgestellten ist anzunehmen, dass die Handschriften nach der Jahrhundertwende geschrieben wurden, wobei die weiteren Buchstaben, die Interpunktion, die Lombarden und die Wasserzeichen eine noch genauere Datierung ermöglichen.

2.6 Der Buchstabe <h>

Bei der Analyse dieses Schriftzeichens sind zwei Hauptaspekte zu berücksichtigen, nämlich der Schaft und der untere Bogen. Beide Elemente dienen als Datierungsmerkmal. Die Untersuchung von Thomas Peuntners Text bringt erneut kontroverse Ergebnisse: Es können nämlich beide bisher beobachteten Arten von <h>-Schäften entdeckt werden. Einerseits ist der für die Textualis typische gerade Schaft zu finden, der gegebenenfalls mit Häkchen verziert ist (*ich*; Abb. 1, Z. 3). Die für die schleifenlose Bastarda charakteristischen Verdickungen am Schaft unterbleiben.

Andererseits erscheint ein Schafttyp, der weder der Kursive noch der Textualis eindeutig zugeordnet werden kann, er vertritt eher einen Zwischenstand. Die Schaftenden werden in diesen Fällen nach rechts umgebogen, gelegentlich mit einem langen Strich, wobei der Bogen nicht gebrochen und auch nicht geschlossen wird. Sogar die hauchdünnen Linien fehlen, die z.B. beim <g> teilweise zu sehen waren. Die Verlängerungen dienen also wahrscheinlich als Schriftschmuck, die bei der Kursive geläufige Funktion als „Schrifterleichterung“ scheint weniger plausibel zu sein.

Der untere Bogen gibt wenig Anhaltspunkte für die Bestimmung. Er wird unter die Zeile verlängert und leicht nach links umgebogen. Diese Form ist sowohl in der Kursive als auch in

der Textualis zu beobachten. Die älteren gotischen Kursiven weisen verlängerte und nach rechts umgebogene untere *h*-Bögen auf, die im zweiten und dritten Viertel des 14. Jahrhunderts präsent sind (Schneider 2009: 60). Da die Schrift auch kursive Elemente zeigt, welche aber für die frühere Phase nicht typisch sind, muss die Handschrift eindeutig nach dem dritten Viertel des 14. Jahrhunderts datiert werden.

Die *Beichtspiegel*-Handschrift weist auch hier die bisher festgestellte Einheitlichkeit auf. Die oberen Schäfte des <h> werden verlängert und zur Schleife geschlossen, wobei die Schleife ganz nach rechts gebogen wird (*menſch chan noch mag*; Abb. 2, Z. 1). Der untere Bogen reicht unter die Zeile, wird aber gerade geformt und nicht umgebogen. Die nachfolgenden Buchstaben werden nicht mit Hilfe dieser Linie an das <h> angebunden, sondern entweder mit dem Schaft des folgenden Schriftzeichens oder einfach ganz nah aneinander geschrieben. Während der zweite Teil des *Opusculum tripartitum* und Thomas Peuntners Werk keine kursiven Elemente in der Handschrift aufweisen, setzt der Schreiber des *Beichtspiegels* ausschließlich kursive Formen ein.

2.7 Der Buchstabe <l>

Obwohl dieses Schriftzeichen ein ganz einfaches ist, bietet es ebenfalls unterschiedliche Formen dar. Neben den geraden und mit Häkchen geformten Buchstaben (*geuallen*; Abb. 1, Z. 3) können – dem <h> ähnlich – verlängerte und nach rechts umgebogene, gelegentlich zur Schleife geschlossene Schäfte entdeckt werden (*felbing*; Abb. 1, Z. 1). Die unteren Linien der Schleifen werden hauchdünn gezogen. Die nachfolgenden Buchstaben werden gegebenenfalls mit Hilfe des unteren Schaftes mit dem <l> verbunden, denn sowohl bei den kursiven als auch bei den nichtkursiven Varianten biegt der Schreiber des *Beichtbüchleins* den unteren Schaft leicht nach rechts um.

Ähnliche Formen können im *Beichtspiegel* beobachtet werden. Obwohl alle Buchstaben mit einer Schleife geformt werden, sind die unteren Linien der Schleife besonders fein geschrieben (*des tieffels liften*, Abb. 2, Z. 1). Das Schriftzeichen wird mit dem vorangehenden und dem nachfolgenden Buchstaben mithilfe des Schaftes verbunden. Die kursiven Formen werden also eindeutig bevorzugt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Schwankung zwischen den kursiven und nichtkursiven Varianten an den Schäften eindeutig festzustellen ist. Als Hauptaspekt zählt die Schleifenformung an den Schäften des <d>, , <h> und <l>, weil dieses Charakteristikum die kursiven und nichtkursiven Schrifttypen auseinanderhält.

2.8 Die Buchstaben <m> und <n>

Die Textualis und die Textura verfügen über hohes kalligraphisches Niveau. Diese Schrifttypen dienten dazu, Prachthandschriften anzufertigen, daher werden die Buchstaben sorgfältig und minutiös geformt: Sie bestehen aus mehreren Federzügen, sind mit Zierstrichen versehen und die feinen und dicken Striche werden bewusst eingesetzt. Das <m> und das <n> weisen eckige Formen auf, die Feder wird mehrmals angehoben, die Linien einzeln zusammengesetzt. Diese Sorgfalt unterbleibt aber bei der Kursive durch das erhöhte Schreibtempo. Die Buchstaben werden deshalb in einem Zug geformt. Die girlandenartige Schrift erscheint in den siebziger und achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts. Der letzte Schäft dient zur Verbindung der Schriftzeichen, wird also nach rechts umgebogen. In der Textura bleiben alle Schäfte gerade, sie werden weder verlängert noch umgebogen.

Während der Schreiber des *Beichtbüchleins* bei den bisher analysierten Buchstaben zwischen dicken und feinen Federzügen unterschied, geschieht dies hier nicht mehr. Die Charakteristika einer Bastarda von höherem und niedrigerem Niveau vermischen sich in der Handschrift. Die Verbindung der Buchstaben wird typischerweise erspart, die Schäfte des <m> und <n> werden nicht nach rechts umgebogen, sondern gerade an der Zeile umgebrochen (*almächtig[e]n*; Abb. 1, Z. 9). Diese Merkmale sind typisch für die Textualis.

Der *Beichtspiegel* trägt die Charakteristika der kursiven Schriften, auch in Bezug auf <m> und <n> bestätigen sich Merkmale der Kursive. Sie werden in einem einzigen Zug geschrieben, getrennte Linien sind nicht zu beobachten (*entrinnen*; Abb. 2, Z. 2). Interessanterweise werden aber die Schäfte nicht immer für die Verbindung der Buchstaben verwendet, in einigen Fällen bindet der Schreiber die folgenden Zeichen an den letzten Bogen an. Anhand der girlandenartigen Ausführung kann man davon ausgehen, dass die Handschrift frühestens Ende des 14. Jahrhunderts geschrieben wurde, wobei selbstverständlich noch weitere Aspekte mitzubersichtigen sind.

2.9 Der Buchstabe <r>

Dank dem Variantenreichtum ermöglicht dieser Buchstabe eine genauere Datierung und Lokalisierung. Wie oben bereits dargestellt, bekommen mit den kursiven Schrifttypen zahlreiche Schriftzeichen neue Formen. Obwohl die in der Handschrift von Thomas Peuntners Werk bisher untersuchten Buchstaben meistens zwei Typen aufwiesen – eine kursive und eine nichtkursive Variante –, tauchen bei <r> drei unterschiedliche Formen auf.

Erneut ist eine Form zu finden, die aus der Textualis bekannt sein könnte. Sie wird aus einem Fuß und einer Fahne zusammengestellt, indem die Feder beim Schreiben einmal erhoben wird

(*ander[e]n*; Abb. 1, Z. 22) (Schneider 2009: 44). Der Schreiber formt die Fahne meistens eckig, der Bogen wird einmal gebrochen. Der folgende Buchstabe wird selbstverständlich nicht an das <r> angebunden. Diese Variante scheint in der Handschrift unterrepräsentiert zu sein, obwohl die bisher analysierten Buchstaben eher nichtkursive Formen aufwiesen.

Das runde <r> wurde in der früheren Phase der Kursive meistens nach Buchstaben eingesetzt, die mit einer Rundung enden – z.B. nach <o>, oder <e> (ebd.). In den späteren Epochen zeigt sich diese Tendenz nicht mehr, daher ist in den späteren Handschriften die runde Form auch nach Buchstaben zu erkennen, die selber keine Rundung aufweisen. Der zweite Teil des *Opusculum tripartitum* und das *Beichtbüchlein* zeigen diese Variante auch nach den Buchstaben <i> oder <t>, was auf eine spätere Entstehungszeit deutet (*getrib[e]n*; Abb. 1, Z. 4). Umgekehrt zieht eine Rundung nicht eindeutig eine runde <r>-Form nach sich. Der inkonsequente Einsatz der Rundung setzte im Laufe des 15. Jahrhunderts ein (ebd.). Das runde <r> wird in der Peuntner-Handschrift am häufigsten eingesetzt.

Nicht zu übersehen ist aber, dass auch eine dritte Form präsent ist, nämlich das gespaltene <r> (*creatur*; Abb. 1, Z. 15). Ursprünglich besteht dieser Buchstabe aus einem Fuß und einer Fahne, die aber in diesem Fall nicht getrennt, sondern in einem einzigen Zug geschrieben werden. Die Feder wird dabei nicht immer durch den Fuß gezogen sondern daneben, wodurch eine gespaltene v-Form entsteht (ebd.). Häufig ist ein Unterschied zwischen dem dickeren Fuß und der feineren Fahne zu entdecken, dies kann aber auch dadurch zustande kommen, dass die Feder nicht – wie gewöhnlich beim Schreiben – auf das Schreibmaterial gedrückt, sondern ein wenig erhoben wird. Diese Form ist bei den Kursiven beliebt, überraschenderweise sind also die kursiven Varianten in Mehrzahl.

Die *Beichtspiegel*-Handschrift setzt eine Form ein, die im *Beichtbüchlein* nicht vertreten ist, nämlich das x-förmige <r> (*entrinnen*; Abb. 2, Z. 2). Dieser Buchstabentyp kommt bei Bastarden von höherem kalligraphischem Niveau vor, v.a. im bayrisch-österreichischen Sprachraum, aber auch anderswo im Oberdeutschen (Schneider 2009: 76). Der Buchstabe besteht aus zwei unterschiedlichen Zügen, die wie ein <c> und ein halbes <e> aussehen. Durch diese Vorgehensweise entsteht eine x-Form, die leicht zu verlesen ist. Außer dieser <r>-Variante trägt die Handschrift kein weiteres Anzeichen eines erhöhten kalligraphischen Niveaus. Es scheint jedoch sehr wahrscheinlich, dass der Text im oberdeutschen Raum abgeschrieben wurde. Dieses x-förmige <r> ist die einzige Form, die in der Handschrift verwendet wird, weder rundes noch gespaltene <r> sind belegt, während das *Beichtbüchlein* kein x-<r> aufweist.

2.10 Der Buchstabe <s>

Neben dem langen <ſ> wird in den mittelalterlichen Handschriften auch ein anderes Zeichen verwendet, nämlich das heute bekannte runde <s>. Was den Lautwert betrifft, ist festzustellen, dass das lange <ſ> in der Buchstabenkombination <sch> bevorzugt wird, das außerdem den stimmhaften alveolaren Spiranten markiert. Gegebenenfalls ist es auch inlautend zu entdecken, steht aber dann für den stimmlosen alveolaren Reibelaut. Das runde <s> steht meistens im Auslaut und markiert ebenfalls den stimmlosen alveolaren Reibelaut. In den früheren Epochen wurde dadurch der Unterschied zwischen den zwei infolge des Rhotazismus bzw. der zweiten Lausverschiebung entstandenen Reibelauten markiert, dies wird aber in den Handschriften aufgegeben, was auf eine spätere Entstehungszeit hindeutet (Schmid 2007: 77–78).

Andererseits dient auch – wie bei den bisher untersuchten Buchstaben – die Form als Datierungsmerkmal. Die Bastarden des 15. Jahrhunderts weisen unterschiedliche Formen auf, häufig in der Handschrift von derselben Hand (Schneider 2009: 76). Einerseits ist die für die Kursive typische Form bereits im 14. Jahrhundert präsent: Der obere und der untere Teil werden miteinander verbunden, wodurch das Schriftzeichen eine Brezelform erhält. Schreiber, die Handschriften von höherem kalligraphischem Niveau anfertigten, setzten diesen Buchstaben aus mehreren Federzügen zusammen, wobei das Schriftzeichen einen geraden Rücken bekommt. Als dritte Form erscheint eine weitere kursive <s>-Variante, deren Eingrenzung auf eine bestimmte Epoche oder ein kalligraphisches Niveau nicht möglich ist (ebd.: 77). Der Abschwung des Oberbogens wird unter die Zeile verlängert.

In der *Beichtbüchlein*-Handschrift wird die bisher beobachtete Schwankung im Bereich der Schriftzeichenformen aufgegeben und nur eine Art des Schluss-<s> verwendet (*das*; Abb. 1, Z. 3). Der obere und der untere Bogen werden miteinander verbunden, wobei ein gerader Schaft den Rücken bildet. Das Rücken-<s> ist also in der Handschrift vorhanden. Das Zeichen reicht leicht über die Mittelzone hinaus, was für die Bastarde und die Kursive typisch ist (ebd.).

Die *Beichtspiegel*-Handschrift weist große Ähnlichkeiten mit der *Beichtbüchlein*-Handschrift auf. Das Rücken-<s> ist auch hier zu beobachten, und die Charakteristika stimmen überein (*des tieffels*; Abb. 2, Z. 1). Da das Rücken-<s> in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erscheint (ebd.), ist ein früheres Entstehungsdatum weniger wahrscheinlich. Was das Schluß-<s> betrifft, lässt sich also eine Einheitlichkeit im Bereich der Formen feststellen.

2.11 Die Buchstaben <v> und <w>

Bei der karolingischen Minuskel wurde das <w> zunächst aus zwei <u>, später aus zwei <v> zusammengestellt (Schneider 2009: 22–26). Im Laufe der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde aber diese Schreibweise zugunsten der verschmolzenen Schäfte aufgegeben. Diese Form bleibt lange konstant, die kursiven Schriften übten aber auch auf diesen Buchstaben einen Einfluss aus. Bis ins zweite Viertel des 15. Jahrhunderts werden den Schäften Schleifen hinzugefügt, die bereits bei <d>, <h>, und <l> zu beobachten waren (ebd.: 63). Diese dienten wahrscheinlich nicht als Verbindungshilfen, sondern eher als Verzierungen, beide Schäfte wurden nämlich mit Schleifen versehen. Später bleibt diese Form nördlich der Donau und dem Main (= nördl. d. D.) erhalten, im oberdeutschen Sprachgebiet ist sie eher unterrepräsentiert (ebd.: 65).

Die beim Schluss-s beobachtete Einheitlichkeit besteht auch in Bezug auf das <v> und das <w>. Beide Buchstaben werden ohne Schleifen an den Schäften geformt, was darauf hindeutet, dass die Handschriften eher im süddeutschen Sprachraum entstanden sind (*hawffrawen*; Abb. 1, Z. 1; *ways*; Abb. 2, Z. 5). Die Analyse der Schreibsprache bestätigte diese Annahme: Die Handschrift weist sprachliche Eigenheiten auf, die in der Frühen Neuzeit im oberdeutschen Raum gebräuchlich waren.

2.12 Die Buchstaben <x> und <y>

Das <x> ist in den Handschriften mit wenigen Belegen vertreten, die aber einheitlich geschrieben werden. Das Zeichen wird in den Handschriften des Mittelalters meistens aus zwei Federzügen zusammengesetzt. Die Buchschriften hohen kalligraphischen Niveaus weisen einen Unterschied zwischen einem dickeren und einem feineren Strich auf, die Ausführung ist aufwendig und sorgfältig. Die Kursive übt auch auf diesen Buchstaben einen Einfluss aus. Während das Schriftzeichen bei der Textura aus zwei unterschiedlichen Strichen geformt wird, verschmelzen diese bei der Kursive häufig – die Feder wird beim Schreiben nämlich nicht immer ganz angehoben, demzufolge werden die Luftlinien mitgeschrieben. Das <x> formt daher in zahlreichen Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts eine Schleife (Schneider 2009: 65). Obwohl die arabischen Zahlen im Spätmittelalter bereits in Verwendung waren, blieben die römischen Zahlen ebenfalls präsent (ebd.: 97). Das <x> ist in den untersuchten Handschriften also weniger als Buchstabe, eher als Zahl belegt.

Im *Beichtbüchlein* kommt das Zeichen häufig als Kapitelbezeichnung bei Zitaten vor, wobei nicht die kursive Form, sondern die aus zwei Strichen zusammengestellte Variante eingesetzt wird. Der Unterschied zwischen dem feineren und dem dickeren Federzug ist deutlich zu

sehen, der feinere Strich wird unter der Zeile nach links verlängert. Der Buchstabe reicht nicht über die Mittelzone hinaus. Die kursive Schriftweise ist in der Handschrift zugunsten der zusammengesetzten Variante aufgegeben.

Obwohl die *Beichtspiegel*-Handschrift eine Tendenz zum Einsatz der kursiven Formen zeigt, wird in diesem Fall die für die Textualis typische Variante verwendet. Der einzige Beleg im Text bezeichnet keine Zahl, sondern verfügt über einen Lautwert: Eine Zahl wird nämlich mit Buchstaben ausgeschrieben (*sexte*; 92^r). Der dickere und der feinere Schaft sind eindeutig zu unterscheiden. Der obere Teil wird leicht nach links umgebogen. Der untere Teil wird auf der Zeile umgebrochen, der Schreiber biegt ihn aber nicht um. Die Linien bleiben in der Mittelzone. Der feinere Schaft – dem dickeren ähnlich – wird oben leicht nach links umgebogen, wobei er den anderen Schaft berührt. Der Strich wird unter der Zeile nahezu waagrecht nach links verlängert. Die Buchstabenformen des *Beichtbüchleins* und des *Beichtspiegels* weisen erneut augenfällige Ähnlichkeiten auf, als Unterschied ist jedoch festzuhalten, dass der obere Teil des Buchstabens im *Beichtbüchlein* nicht geschlossen wird.

Der Buchstabe <y> ist in den Handschriften häufiger belegt, einen großen Variantenreichtum weist er aber nicht auf (*dyener*; Abb. 1, Z. 2; *strÿcken*, Abb. 2, Z. 2). In der früheren gotischen Kursive erscheint eine neue Variante: Die Schreiber biegen den Schlussbogen des Schriftzeichens nach rechts um. Diese Tendenz ist überwiegend im zweiten und dritten Viertel des 14. Jahrhunderts fassbar, davor und danach waren die geraden unteren Schäfte typisch (ebd.: 60). Was die diakritischen Zeichen betrifft, werden die Schriftzeichen gegebenenfalls mit zwei Punkten versehen, die Feststellung des Lautwertes ist aber schwierig. Ähnlich wie im Falle des <x> weisen beide Handschriften Unterschiede zwischen den feineren und den dickeren Federzügen auf. In der *Beichtspiegel*-Handschrift ist wieder der geschlossene Oberteil zu beobachten, wobei die feineren und die dickeren Striche nicht immer eindeutig zu unterscheiden sind. Das Schriftzeichen ist also nicht so sorgfältig zusammengesetzt, eher mit schwungvollen Zügen geschrieben. Da das Umbiegen der unteren Schäfte unterbleibt, sind beide Handschriften – unter Berücksichtigung der bisherigen Ergebnisse – auf das 15. Jahrhundert zu datieren.

2.13 Der Buchstabe <z>

Die Schreiber des *Opusculum tripartitum* und des *Beichtbüchleins* verwenden erneut sehr ähnliche Formen (*gescherczt*; Abb. 1, Z. 1; *fürfacz*; Abb. 2, Z. 3). Die Buchstaben reichen nicht über die Mittelzone, in einigen Fällen werden die dicken und die feinen Federzüge voneinander unterschieden. Der untere Bogen wird unter die Zeile verlängert, er wird aber

nicht zur Schleife geschlossen. Die beiden Handschriften verwenden ähnliche Formen, die jedoch keine genauere Datierung und Lokalisierung ermöglichen.

Die Form des Buchstabens <z> variiert mit der Zeit. Im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts erscheint der unter die Zeile verlängerte Unterbogen im süddeutschen Raum, später verbreitet sich diese Form auch nach Norden (Schneider 2009: 44). Eine Veränderung bringt dann erneut die Kursive: Schreiber, die Werke in früheren Kursiven anfertigten, verlängerten zwar den unteren Bogen unter die Zeile, bogen ihn aber auch nach rechts um (ebd.: 65). In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wird der untere Bogen zur Schleife geschlossen, der folgende Buchstabe wird dann kursiv angebunden (ebd.: 84f.).

Die mit Schleifen versehene Form fehlt aus beiden Handschriften. Angebunden wird gelegentlich nur der vorige Buchstabe, der folgende wird tendenziell getrennt geschrieben. Die Handschriften kombinieren also die kursiven und die nichtkursiven Varianten.

3. Weitere Aspekte

3.1 Diakritika

Obwohl deutschsprachige mittelalterliche Handschriften u.a. gerne ein übergeschriebenes <o> als Diphthong- und ein <e> als Umlautmarkierung einsetzen, verstärkt sich ab dem 14. Jahrhundert die Tendenz zur Abwandlung dieser zusätzlichen Zeichen (ebd.: 94f.). Übergeschriebene <o>- und <e>-Zeichen liegen in den von mir untersuchten Handschriften im St. Pöltener Kodex 66 nicht vor. Diphthonge werden durch zwei nebeneinandergeschriebene Buchstaben, digraphisch markiert, z.B. *hawffrawen* (Abb. 1, Z. 1) oder *tieffel* (Abb. 2, Z. 1). Anhand der bisherigen Beobachtungen verstärkt sich die Annahme, dass die Handschriften gegen Mitte oder in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts abgeschrieben wurden.

Was die Markierungen des sekundären Umlauts betrifft, wird in der *Beichtspiegel*-Handschrift meistens der Doppelpunkt über die Buchstaben gesetzt, so z.B. in *vögel* (92^v, Z. 16) oder *püchel* (84^v, Z. 4). Der Primärumlaut wird im *Beichtbüchlein* gegebenenfalls auch mit <e> markiert, so etwa in *getrennkt* (65^r, Z. 22) oder *verschmecht* (65^r, Z. 9 – im *Beichtspiegel* in acht Fällen mit expliziter Umlautbezeichnung, viermal allerdings mit einfachem <e> im Stamm geschrieben).

Während die erste Hand sparsamer mit diakritischen Zeichen umgeht, werden diese im *Beichtspiegel* häufig und inkonsequent eingesetzt, was u.U. auch die Bestimmung des Lautwertes erschweren kann, vgl. folgende Belege auf fol. 84^r: *lër* (Z. 1), *des hayls* (Z. 4), *dïēnftleïch* (Z. 6), *mit der hÿlff gocz* (Z. 10); *nämleïch* (Z. 13); *gānczleïch* (Z. 28). Weitere

diakritische Zeichen – z.B. Unterscheidungsstriche über dem <u> – weist keiner der Texte auf.

3.2 Abbraviaturen

Mit je mehr Aufwand eine Handschrift gefertigt wird, desto weniger Abkürzungszeichen werden eingesetzt. Bei eher sorglosen Schriften neigen die Schreiber dazu, den Schreibvorgang durch Abkürzungen zu beschleunigen (Schneider 2009: 86). Verkürzt wurde auch aus ästhetischen Gründen, v.a. wenn das Wort am Ende der Zeile steht und der Textrand ohne Abbraviatur unausgeglichen wirken würde. In den deutschen Handschriften werden die Abkürzungen größtenteils aus den lateinischen handschriftlichen Texten übernommen (ebd.), wobei die im Verhältnis zu lateinischen Texten große Formenarmut das Auflösen der Zeichen erleichtert.

Eines der geläufigsten Kürzungszeichen ist der in beiden Handschriften häufig verwendete Nasalstrich. In Peuntners Werk werden Nasalstriche waagrecht geformt und über den vorangehenden Buchstaben gezogen. Der Strich wird nicht mit dem Schaft des Buchstabens verbunden, die beiden Zeichen bleiben eindeutig getrennt. Das Zeichen markiert nicht nur Nasale – wie etwa *emphahūg* (70^v, Z. 12) oder *genumē* (70^f, Z. 17) –, sondern steht auch für das Vokal <e>: *zepeichtn̄* (69^v, Z. 1), *menfchn̄* (66^f, Z. 10). Für das bairische Sprachgebiet charakteristische Abbraviaturen der Sproßvokale fehlen in der Handschrift, über das Wort *czorn* wird kein Nasalstrich gesetzt.

In der *Beichtspiegel*-Handschrift werden ebenfalls waagerechte Nasalstriche gesetzt, sie werden aber in manchen Fällen an den Schaft des letzten Buchstabens angebunden, was die gängige Vorgehensweise in den kursiven Schriften ist (ebd.: 88). Neben den Nasalen kann der Strich auch für das <e> stehen, was gegebenenfalls als oberdeutscher Sproßvokal aufzulösen ist (z.B. im Wort *czorn*, 88^f, Z. 20, nebst weiteren Belegen). Häufig wird eine Abbraviatur auch dann verwendet, wenn sie etymologisch nicht begründet werden kann. Diese Abkürzungen stehen meistens für ein zusätzliches <n> oder <m>, wie z. B. in *irrunⁿg* (85^f, Z. 17) oder *von am^mps wegen* (89^v, Z. 8). Diese Tendenz zur Doppelschreibung verbreitet sich im späteren 15. Jahrhundert, in der untersuchten Handschrift kommt es gelegentlich vor.

Beide Werke verkürzen das Wort *vnd* (*vñ*), wobei die Form dieser Abbraviatur und die des Nasalstriches übereinstimmen.

Die Schreiber verwenden auch ein weiteres Abkürzungszeichen, das für die Buchstabenkombination <-er> steht (Abb. 2, Z. 14): Im Gegensatz zum Nasalstrich wird dieses Zeichen senkrecht geschrieben und ein wenig umgebogen.

Obwohl quantitativ beide Schriften reichlich von Abbrüviaturen Gebrauch machen, bleibt die Vielfalt in diesem Bereich eingeschränkt. Insgesamt ist festzustellen, dass die *Beichtbüchlein*- und die *Beichtspiegel*-Handschrift trotz ihrer guten Lesbarkeit das für Gebrauchstexte typische mittlere kalligraphische Niveau repräsentieren.

3.3 Interpunktion

Thomas Peuntners Handschrift geht mit der Interpunktion eher sparsam um, was darauf hindeuten könnte, dass das Werk nicht zum Vorlesen, sondern zum persönlichen Gebrauch (z.B. als Gedächtnisstütze für die eigene seelsorgerische Praxis) bestimmt war. Im Mittelalter wurde bekanntlich kein einheitliches Interpunktionssystem verwendet: Einzelne Zeichen werden dem Zweck der jeweiligen Handschrift angepasst, in einem nicht zum Vorlesen gedachten Text wurde daher keine genaue bzw. konsequente Interpunktion benötigt (Schneider 2009: 91). Als häufigstes Zeichen des 14. Jahrhunderts verwendeten die Schreiber den leicht hochgesetzten Punkt (punctus elevatus) (ebd.). Dieser konnte einerseits zur Satzgliederung, andererseits zum Auseinanderhalten von kleineren Texteinheiten dienen. Der Schreiber des *Beichtbüchleins* setzt dieses Zeichen relativ selten, in der Regel zur Hervorhebung der Elemente einer Aufzählung ein. Die Punkte werden überwiegend rot gestrichelt. Demgegenüber zeigt der *Beichtspiegel* einen größeren Formenreichtum an Interpunktionszeichen. Während in Peuntners Text die Zeichen nur als Punkte erscheinen, verwendet der Abschreiber des *Beichtspiegels* auch Striche, deren Größe (Komma bis Schrägstrich) ebenfalls variabel ist. Der Schrägstrich als Satzgliedmarkierung wird im Laufe des 14. Jahrhunderts häufiger (ebd.: 93) und – neben dem (mittel)hohen Punkt zur Markierung der Items einer Aufzählung – auch in diesem Text bereits relativ oft gesetzt. Die Punkte und Schrägstriche inkl. roter Strichelung erscheinen also in beiden Handschriften in den gleichen Funktionen.

Satzgrenzen wurden in den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften nicht nur durch Punkte, sondern auch durch Majuskelnbuchstaben markiert, die häufig auch mit roter Strichelung versehen wurden. Auch dieses Mittel der Textgliederung findet in beiden Handschriften Gebrauch. Die Rubrizierung resp. Rotstrichelung wurde wahrscheinlich auch in diesem Fall erst nach dem Abschreiben durchgeführt.

Die größeren Textabschnitte sind ebenfalls auseinandergehalten, wobei die Art und Weise der Markierung variiert. Die Kapitel beginnen mit Lombarden, während die Titel der kleineren Einheiten oder Absätze eine Rubrizierung erhalten. Diese Praxis ist für beide Handschriften

charakteristisch. Paragraphenzeichen, die ebenfalls zur Trennung von Textabschnitten dienten, werden nur in Einzelfällen gesetzt.

Obwohl die Worttrennung im Mittelalter noch häufig unmarkiert bleibt, erscheint seit dem 11. Jahrhundert ansatzweise das Worttrennungszeichen: ein einfacher, waagerechter Strich am Ende der Zeile. In den mittelalterlichen Handschriften kann dieses Zeichen allerdings nicht nur am Zeilenende, sondern auch am Beginn der nachfolgenden Zeile stehen. Die Handschrift von Peuntners Werk weist es jedoch nur am Zeilenende auf; gegenüber dem *Beichtspiegel* sind hier aber weniger Belege zu finden, weil der Schreiber auch ohne Worttrennung ein ausgeglichenes Schriftbild erreichen konnte. Im *Beichtspiegel* werden meistens doppelte Striche als Worttrennungszeichen verwendet. Diese tauchen im deutschsprachigen Raum im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts auf und werden dann immer populärer (ebd.). Diese Federzüge sind besonders fein und erscheinen in beiden Handschriften außerhalb der Tintenlinierung, sind also nicht in den Schriftraum integriert.

Die Art und Weise der Interpunktion deutet darauf hin, dass die Werke nicht zum Vorlesen bestimmt waren. Dies stimmt auch mit der Gattung der Texte überein: Traktate und *Beichtspiegel* dienten dazu, eine selbstständige, individuelle Untersuchung des Gewissens durchzuführen. Der individuelle Gebrauch erforderte kein Vorlesen und keine aufwendige Aufmachung der Handschrift. Beide Texte können als Gebrauchstexte bezeichnet werden, die häufig abgeschrieben wurden. Die eher inkonsequente und an manchen Stellen sogar fehlende Interpunktion steht damit höchstwahrscheinlich im Zusammenhang.

3.4 Rubrizierungen

Wie bereits bei der Analyse der Interpunktion angedeutet wurde, dienten die Rubrizierungen in beiden Handschriften in erster Linie zur Textgliederung. Nicht nur das Incipit und das Explicit, sondern auch die Kapitelüberschriften sind mit roter Tinte hervorgehoben. Der *Beichtspiegel* zählt die Sünden auf, indem er sie in Kategorien und Unterkategorien einteilt, die Namen der Kategorien werden ebenfalls rubriziert. Die Majuskeln am Satzbeginn sind rot angestrichen, wie dies in den Papierkodizes des 14. und 15. Jahrhunderts häufig vorkommt (Schneider 2009: 155).

Zur Textgliederung dienen des Weiteren auch die Lombarden. Im *Beichtbüchlein* sind sie ein- bis dreizeilig und weisen keine zusätzlichen Verzierungen auf. Demgegenüber variiert ihre Größe in der *Beichtspiegel*-Handschrift: In manchen Fällen besetzen die Lombarden nur eine Zeile, während ihre maximale Größe auch drei Zeilen betragen kann. Gegebenenfalls werden die Buchstaben hier mit flüchtigen Fadenausläufern versehen, die meistens in Trifolien enden.

Die Lombarden dienen also nicht unbedingt als Buchschmuck, sondern eher als Marker einer Texteinheit.

Neben der Textgliederung weist die Rubrizierung auch andere Funktionen auf. Der Verfasser des *Beichtspiegels* zitiert gelegentlich von unterschiedlichen geistlichen Autoren, deren Namen rot unterstrichen sind. Die Handschrift enthält außerdem zahlreiche Korrekturen und Fußnoten, die ebenfalls mit roter Tinte hinzugefügt worden sind. Die Rubrizierungen stammen wahrscheinlich von der Hand eines anderen Schreibers, der zugleich als Korrektor mitgewirkt hat.

Für die Gebrauchshandschriften des 14. und 15. Jahrhunderts sind die prachtvoll gefertigten Initialen nicht charakteristisch, die Gliederung durch die Lombarden bleibt jedoch erhalten. Rubrizierungen haben überwiegend die Funktion, dem Leser Orientierungshilfen zu bieten, ihre Rolle als Buchschmuck bleibt hier im Hintergrund.

3.5 Zwischenbilanz: Schlussfolgerungen des Vergleichs

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Handschrift des zweiten Teils des *Opusculum tripartitum* und des *Beichtbüchleins* als schleifenlose Bastarda bezeichnet werden kann. In der Schrift erscheinen nicht nur die aus der Kursive bekannten Formen, sondern die auch für die Textura typischen eckigen und aus mehreren Federzügen zusammengesetzten Buchstabenvarianten. (Die schleifenlose Bastarda verbreitet sich v.a. in den Niederlanden in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts; im deutschen Sprachraum ist diese Schriftart nicht überall belegt, für den süddeutschen Raum war die mit Schleifen versehene Variante charakteristisch.) Anhand des Rücken-s lässt sich die Handschrift auf die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts datieren, wobei auch berücksichtigt werden soll, dass die Bastarden in dieser Zeit einen bedeutenden Formenreichtum aufweisen, so dass eine genaue Datierung kaum möglich ist. Ein Entstehungsdatum vor 1420 ist jedoch unwahrscheinlich.

Der *Beichtspiegel* weist hingegen ein einheitlicheres Schriftbild auf. Der Schreiber verwendet eine Bastarda mit Schleifen. Als Orientierung zur Datierung können einerseits erneut das Rücken-s, andererseits die gelegentlich vorkommenden Nasalstriche über dem <m> und <n> dienen, die auf die Konsonantenverdoppelung hindeuten. Diese Erscheinung ist – wie oben beschrieben – für die Handschriften des späteren 15. Jahrhunderts charakteristisch. Die Tendenz zur Auflösung der Einheitlichkeit der Schrift erschwert auch in diesem Fall die Datierung und die Lokalisierung, so dass hierbei die Ergebnisse der noch ausstehenden Analyse der Schriftsprache berücksichtigt werden müssen.

4. Die Handschriften im Textgefüge der untersuchten Sammelhandschrift

Obwohl die beiden Teile des *Opusculum tripartitum* überlieferungsgeschichtlich eine Einheit bilden (sollten), wird diese Einheit hier durch zwei „fremde“ Texte gebrochen. Die Untersuchung der Zusammenstellung des Kodex kann daher wesentlich dazu beitragen, diese Erscheinung zu verstehen bzw. zu erklären. Im vorliegenden Abschnitt wird daher der Frage nachgegangen, wie sich die Lagen, auf denen sich die in diesem Rahmen untersuchten vier Texte befinden, beschreiben lassen, wobei die Untersuchung auch auf die Wasserzeichen eingeht. Andererseits werden auch die einzelnen Textgrenzen analysiert, um eine eventuell ermittelbare „editorische“ Absicht der Schreiber oder des Buchbinders feststellen zu können.

| |
|-------------------------------------------------------------------------------------|
| Bl. 1r-61r = Pseudo-Hieronymus: 'Regula monachorum ad Eustochium', dt. |
| Bl. 64r-71v = Johannes Gerson: 'De confessione', dt. (= 'Opus tripartitum' II) |
| Bl. 71v-83v = Thomas Peuntner: 'Beichtbüchlein' |
| Bl. 84r-102v = Beichtspiegel |
| Bl. 102v-104v = Johannes Gerson: 'De arte moriendi', dt. (= 'Opus tripartitum' III) |
| Bl. 107v-108r = Betrachtung über die Nächstenliebe |
| Bl. 108r-143r = 'Etymachietraktat' (B12) |
| Bl. 144r-171r = Heinrich von Langenstein: 'Erkenntnis der Sünde' |
| Bl. 172r-185v = 'Von der Geduld' |
| Bl. 186r-188r = 'Von geistlichen Menschen' |
| Bl. 188v-204r = Katechismus |
| Bl. 204v-206v = Predigt |
| Bl. 207r-209v = Beichtspiegel |

Tab. 2: Der Aufbau der St. Pöltener Handschrift²

4.1 Lagen

Die Papierkodizes des Mittelalters und der Frühen Neuzeit wurden aus Doppelblättern zusammengestellt, die übereinandergelegt und zusammengenäht wurden. Dadurch entstehen kleinere Heftchen: die sog. Lagen, die dann der Buchbinder zu einem Buch zusammenfügt (Bein 2008: 40). Bei der Untersuchung eines Kodex ist neben der Analyse der Handschrift auch die Erfassung der Struktur des Buches erforderlich (so haben z.B. Buchbinder häufig offensichtlich Fehler begangen, die dann einen Einfluss auf die Einheit des Werkes ausüben). Sammelhandschriften enthalten mehrere Werke, zwischen denen der heutige Leser häufig keinen Zusammenhang (mehr) erkennt, der eventuelle Bruch in der Kohärenz ist also schwieriger zu identifizieren.

² Handschriftencensus. In: <http://handschriftencensus.de/8462> (letzter Zugriff: 31.08.2020).

Die folgende Analyse geht davon aus, dass das *Opusculum* als einheitliches Werk zu betrachten ist, dessen Kohärenz durch zwei „Gasttexte“ unterbrochen wurde. Gleichzeitig soll ermittelt werden, inwiefern die Platzierung der Lagen dabei eine Rolle spielen könnte.

Der St. Pöltener Kodex 66 besteht aus zehn Lagen, die Anzahl der Blätter in den Lagen ist variabel. Das Buch weist die folgende Lagenstruktur auf:³

$$5.VI^{60} + (IV-5)^{63} (?) + VI^{75} + (VI-3)^{83} + 5.VI^{143} + VI^{153} + VI^{165} + (V-4)^{171} + 3.VI^{206} + (IV+1)^{215}$$

Die römischen Ziffern bezeichnen die Zahl der aufeinandergelegten Doppelblätter, während die hochgestellten Zahlen das letzte Blatt der gegebenen Lage markieren. Es ist eindeutig festzustellen, dass Peuntners *Beichtbüchlein* und der anonyme *Beichtspiegel* durch eine Lagengrenze voneinander getrennt sind. Am Ende der Lage mit Peuntners Text fehlen drei Blätter, die sich, wenn sie der Buchbinder nicht entfernt hätte, bis heute zwischen den beiden Texten befinden würden.

4.2 Wasserzeichen

Auf den Blättern des Kodex sind unterschiedliche Wasserzeichen zu identifizieren, die aber wegen ihrer Lage im Kodexformat ohne schwache Röntgenstrahlung vorerst nicht genauer zu bestimmen sind. Auf der Lage mit dem *Beichtbüchlein* scheint jedenfalls eine Kreuzform, auf der des *Beichtspiegels* eine Waage, außerdem ein Ochsenkopf mit zweikonturiger Stange und mit (waagrecht platziertem) zweiknospigem Kleeblatt erkennbar zu sein. Für weitgehende Schlussfolgerungen stehen zurzeit noch keine ausreichenden Daten zur Verfügung, für die Lokalisierung der Werkstätten wäre auch eine genaue Abmessung der Zeichen erforderlich.

³ Vgl. Lagenzählung. In: <https://www.adfontes.uzh.ch/tutorium/handschriften-beschreiben/aeussere-form-der-schriftstuecke/lagenzaehlung> (letzter Zugriff: 14.08.2020).

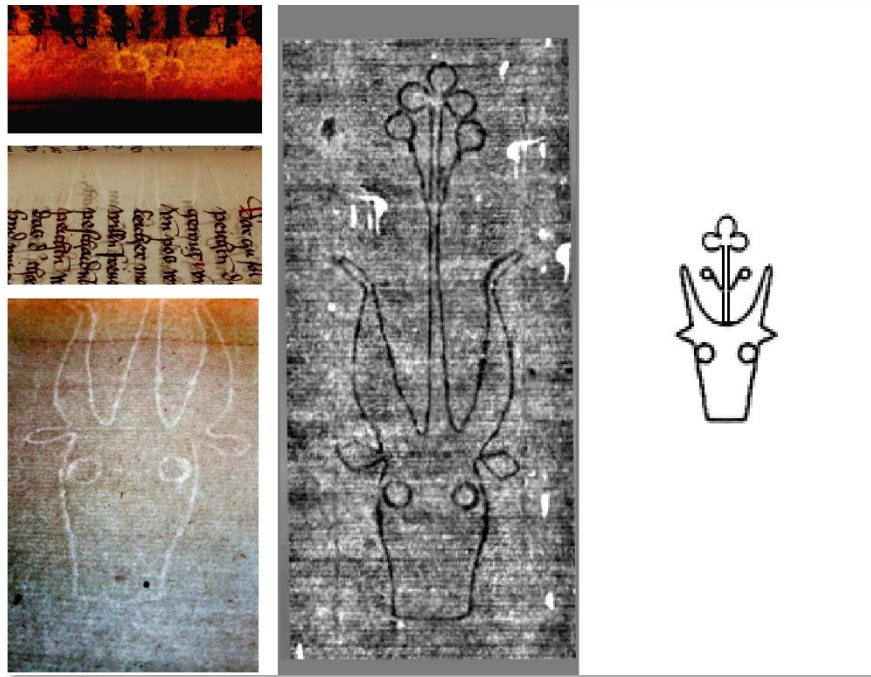


Abb. 3: Wasserzeichen Ochsenkopf mit dem Kleeblatt⁴

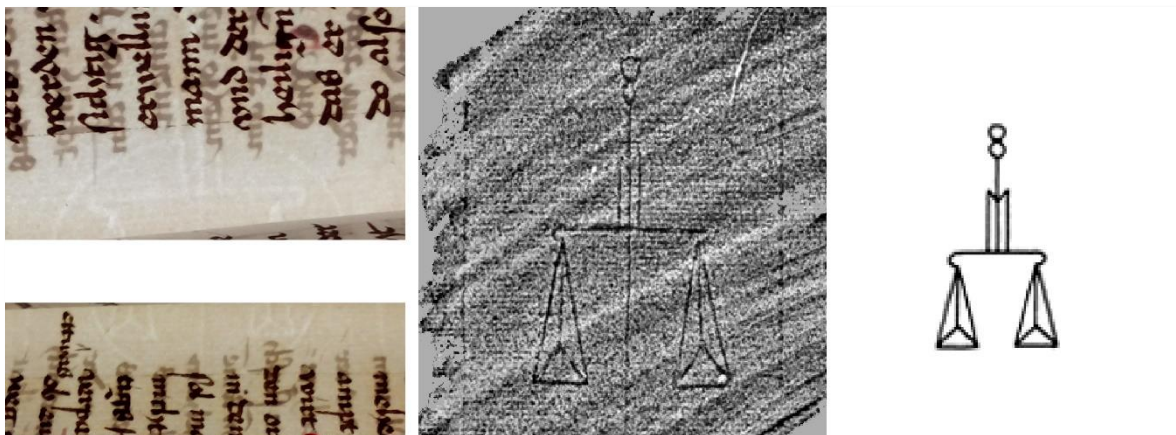


Abb. 4: Wasserzeichen Waage⁵

Das Buch muss also erst nach dem Abschreiben der Texte zusammengestellt worden sein: Die gravierenden Unterschiede zwischen den Händen bzw. in der Schriftart, das unterschiedliche Material der Lagen sowie der Lagengrenzen lassen daran keinen Zweifel. Der Buchbinder bzw. sein Auftraggeber wird das *Opusculum tripartitum* jedoch gekannt (und die beiden hier

⁴ Abbildungen von links nach rechts: 1. St. Pölten, Diözesanbibliothek, Hs. 66 Bl. 84, 86 und 106 (eigene Aufnahmen), 2. Klosterneuburg, Augustiner Chorherrenstift, Cod. 382 (Quelle: wzma.at.), 3. Schematische Darstellung des Ochsenkopfes mit dem Kleeblatt (Quelle: wzma.at).

⁵ Abbildungen von links nach rechts: 1. St. Pölten, Diözesanbibliothek, Hs. 66, fol. 110 und 113 (eigene Aufnahmen), 2. Innsbruck, Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Cod 22 (Quelle: wzma.at), 3. Schematische Darstellung der Waage (Quelle: wzma.at).

enthaltenen Teile als zusammengehörig erkannt) haben, da er ihre gewohnte Reihenfolge bewahrte. Er konnte dabei die Werke, die sich zwischen den *Opusculum*-Teilen befinden, ohne bedeutende Beschädigung der beiden Lagen nicht entfernen, da Peuntners Text und der anonyme Beichtspiegel dazu zu umfangreich sind – die Platzierung der Lagen kann also eine plausible Erklärung zu den beiden Fremdtexen liefern.

4.3 Textgrenzen

Die Kategorie der Sammelhandschriften ist nicht einheitlich, da sie auf mehrere Arten und Weisen zustande gekommen sein können. Jürgen Wolf (2016: 69–81) thematisiert die unterschiedlichen Stufen der Kohärenz von Texten in einer Handschrift und stellt aufgrund der Untersuchung zahlreicher Kodizes folgende Tabelle zusammen:

| Von der Sammelhandschrift zum neuen Werk | | Sammelband |
|-------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------|
| A Sammelband = Buchbindersynthese | | |
| B Sammelhandschrift | | |
| I. Additiv ('Handwerklich') | | |
| 1. Additiv | = Textreihung OHNE Bezüge der Texte zueinander, rein handwerkliche Reihung | Sammelhandschrift |
| 2. Additiv+ | = Textreihung MIT bewusster Sammlungs/Programmidee | |
| 3. Additiv-synthetisch | = Textreihung mit Textveränderungen, die aufeinander bezogen sind und die Textfolge 'verbinden' | |
| II. Synthetisch ('Philologisch') | | |
| 1. Synthetisch-additiv | = die Texte werden zueinander verändert und bilden eine lockere Einheit | Sammelhandschrift |
| 2. Synthetisch | = Die Texte werden intensiv zueinander 'komponiert' und bilden einen Gesamttext mit noch deutlich erkennbaren Einzelpartien | |
| III. Neues Werk | | |
| 3a. Verschmelzung | = Die Texte verschmelzen zu einem einheitlich-neuen Text | Neues Werk |
| 3b. Philologisch | = Die Texte werden philologisch zueinander bearbeitet | |

Tab. 3: Kategorisierung der Sammelhandschriften nach Wolf (2016: 81)

In unserem Fall wird angenommen, dass die Textreihung nach bewusster Sammlungs-idee erfolgte, wobei die Texte – sichtbarlich – nicht maßgeblich verändert wurden. Wolf bezeichnet diesen Typ mit dem Terminus „additiv+“. Auf dieser Stufe der Untersuchung kann wegen der mangelnden Modifizierung der Texte von einer höheren Ebene der Synthese keine Rede sein. In manchen Fällen folgen die Texte einander unmittelbar – d.h. auf derselben Seite, ohne Abstand oder auffallende Markierung –, dies reicht aber nicht aus, um über eine synthetische Zusammenstellung sprechen zu können. Die Analyse der Textgrenzen richtet

sich auf die Arbeit der Abschreiber der Texte, zumal der Abschreiber durch seine Tätigkeit andeutet, inwiefern er die Werke als kohärent empfunden hat.

Der zweite Teil des *Opusculum tripartitum* wird von Thomas Peuntners Werk kaum merkbar getrennt. Nicht einmal eine rubrizierte Überschrift markiert den neuen Text, obwohl eine Lombarde die neue Einheit einführt, die jedoch ebenso auf eine neue Einheit innerhalb des Werkes hindeuten könnte. Das Explicit des *Opusculum tripartitum* wird rot markiert, eine Zeile wird zwischen den Texten leer gelassen. Es ist also nahezu eine Synthese zu entdecken: Obwohl die Werke selbst nicht verändert werden, markiert der Schreiber die Textgrenzen nur uneindeutig, wodurch der Eindruck von Zusammengehörigkeit entsteht – folglich muss der Schreiber die Texte aus manchen Gründen als kohärent empfunden haben. Von ihrer Gattung her weisen die Schriften eine grundlegende thematische Ähnlichkeit auf: Beide Texte behandeln die durch das Brechen der Zehn Gebote begangenen Sünden und sind daher offensichtlich nicht ganz unabhängig voneinander.

Wie schon beschrieben, befindet sich die Lagengrenze zwischen Thomas Peuntners *Beichtbüchlein* und dem *Beichtspiegel*, der Schreiber kann also auf diese Zäsur keinen Einfluss gehabt haben. Es steht jedoch fest, dass nach dem *Beichtbüchlein* eine halbe Seite leer bleibt, was ganz eindeutig das Ende dieser Einheit markiert. Des Weiteren entfernte der Buchbinder aus der Lage drei ganze Blätter, wodurch er das *Beichtbüchlein* und den *Beichtspiegel* einander näherbrachte. Die im Band verbliebenen Papierstreifen sind zu schmal, um feststellen zu können, ob die fehlenden Blätter ursprünglich beschrieben waren, wir wissen also nicht, ob hier eventuell ein weiteres Werk oder Textfragment entfernt wurde. Der Anfang des *Beichtspiegels* wiederum wird durch die rubrizierte Überschrift eindeutig markiert und das Werk beginnt auf einer neuen Seite. Die Kohärenz entsteht hier erneut durch die Thematik und die gemeinsame Gattung: Der *Beichtspiegel* diskutiert ebenfalls den Verstoß gegen die Zehn Gebote, außerdem die sieben Hauptsünden, die sowohl im *De confessione* (*Opusculum*, Teil II), als auch im *Beichtbüchlein* beschrieben werden.

Der Abschreiber des *Beichtspiegels* und der *Ars moriendi* (*Opusculum*, Teil III) hielt es wiederum nicht für nötig, die Grenze zwischen den Texten eindeutig zu kennzeichnen. Das Wort *amen* mit roten Buchstaben signalisiert das Ende des *Beichtspiegels*. Zwischen den Texten liegt kein räumlicher Abstand, der dritte Teil des *Opusculum tripartitum* beginnt gleich in der nächsten Zeile. Das Incipit wird jedoch mit roter Tinte hervorgehoben, außerdem führt ein Lombard den neuen Text ein. Im Hintergrund dieser Erscheinung ist erneut die thematische Kohärenz zu vermuten. Die Gattung der *Ars moriendi* gibt Anweisungen, wie man einen Sterbenskranken ermutigen und was man ihn fragen soll, damit er heilsgewiss

verscheiden kann (Comper 2004: 12). Eine der Fragen bezieht sich auf die Vollständigkeit der Beichte: Falls noch etwas auf dem Gewissen des Sterbenden lasten würde, hätte er hier die Gelegenheit, dieses Laster abzulegen. Da die Beichte wohl noch vor diesen Fragen stattfand, entspricht die Platzierung des *Beichtspiegels* der Sterbeliturgie.

Anhand obiger Beobachtungen ist festzustellen, dass sowohl der Abschreiber des *Opusculum tripartitum* II und des *Beichtbüchleins* als auch der Schreiber des *Beichtspiegels* und der *Ars moriendi* die Zusammenhänge zwischen den Werken optisch signalisierten. Als Erklärung hierfür können die thematischen Zusammenhänge und die Rolle der Texte in der Sterbeliturgie dienen.

5. Schlussfolgerung und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Ergebnisse der materiellen Untersuchung eine plausible Erklärung für die Präsenz der zwei „Fremd-“ oder „Gasttexte“ zu geben scheinen. Die anhand der Handschriften und der Wasserzeichen eindeutig feststellbare Zäsur muss durch die Zusammenstellung der einzelnen Lagen zustande gekommen sein.

Die weiteren Schritte der Forschung werden der Frage gewidmet, inwiefern die untersuchten Werke thematische Verbindungen aufweisen. Alle vier Texte hängen mit der Beichte zusammen, ihre Position in der liturgischen Tradition ist aber noch nicht weitgehend geklärt. Die Analyse dieser Aspekte könnte weitere Thesen zur Platzierung der Handschriften beitragen. Die zurzeit noch ausstehende Untersuchung der Schriftsprache richtet sich auf die Frage der Datierung und Lokalisierung der Abschriften.

Literaturverzeichnis

Quelle

Hs. 66; Diözesanbibliothek St. Pölten. In: https://manuscripta.at/hs_detail.php?ID=5266 (letzter Zugriff: 19.08.2020).

Sekundärliteratur

Bein, Thomas (2008): Textkritik. Eine Einführung in Grundlagen der germanistisch-mediävistischen Editionswissenschaft. Frankfurt/M.: Peter Lang. <https://doi.org/10.3726/978-3-653-00677-3>

Bruchhold, Ulrich (2010): Deutschsprachige Beichten im 13. und 14. Jahrhundert. Editionen und Typologien zur Überlieferungs-, Text- und Gebrauchsgeschichte vor dem Hintergrund der älteren Tradition. Berlin/New York: De Gruyter.

- Comper, Frances M. M. (2004): *Ars Moriendi. A megalás művészete [Kunst des Sterbens]*. Budapest: Arcticus.
- Lagenzählung. In: <https://www.adfontes.uzh.ch/tutorium/handschriften-beschreiben/aeussere-form-der-schriftstuecke/lagenzaehlung> (letzter Zugriff: 14.08.2020).
- Muka, Viktória/Sára, Balázs/Somogyi, Dániel/Vitályos, Réka/Wilhelm, Anna (2016): Die deutschsprachigen Handschriften des *Opusculum tripartitum* in österreichischen Handschriftenbeständen. In: Sára, Balázs (Hg.): *Drei deutschsprachige Handschriften des Opusculum tripartitum des Johannes Gerson. Synoptische Ausgabe der Fassungen in den Kodizes StB Melk, Cod. 235, StB Melk, Cod. 570 und Innsbruck, ULB Tirol, Cod. Serv. I b3*. Budapest: Eötvös-József-Collegium (= EC-Beiträge zur Erforschung deutschsprachiger Handschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit II/I), 289–323.
- Schmid, Hans Ulrich (2007): *Einführung in die deutsche Sprachgeschichte*. 3. Aufl. Stuttgart: Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05230-8>
- Schneider, Karin (2009): *Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung*. Tübingen: Niemeyer (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte B.8). <https://doi.org/10.1515/9783110338676>
- Wolf, Jürgen (2016): *Sammelhandschriften – mehr als die Summe der Einzelteile*. In: Klein, Dorothea (Hg.): *Überlieferungsgeschichte transdisziplinär. Neue Perspektiven auf ein germanistisches Forschungsparadigma*. Wiesbaden: Reichert (= Wissensliteratur im Mittelalter 52), 69–81. <https://doi.org/10.29091/9783954908059>